

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 3

Artikel: Das Rätsel der Sintflut

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nüchterne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — gleich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Ebenso fühl, ebenso sauber, ebenso steif, ebenso tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesichtes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Pagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Papagei darstellte.

Ebenso praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filosierten Sädeln zum Trocknen am Fenster, und ebenso bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöfselfchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

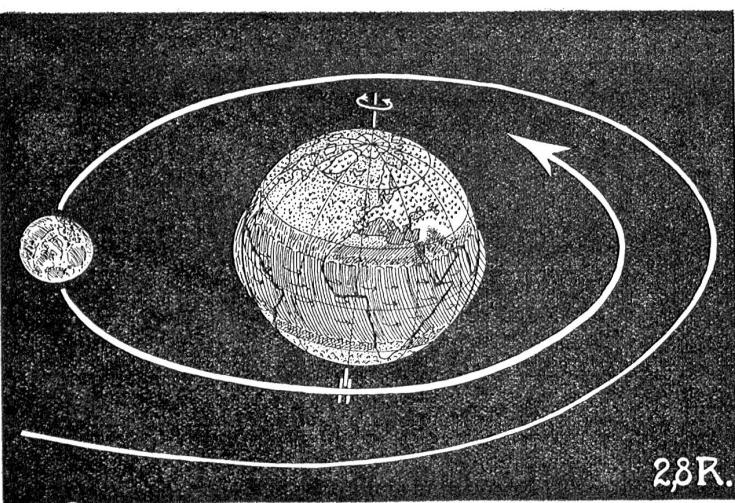
Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen oder graue Zylinder und sanitene Westen. Und die wieder passten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erlöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Bassler Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Ärmel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Ärmeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins heraußkam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Höckerweib. Es kam alles auf dasselbe heraus, denn man sah es doch nicht.



Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einsteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Häuflichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberer Rüschenbezüge beschmutzten.

Daz in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit eitem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel der Sintflut.

Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß der biblische Bericht von einer Sint (= allgemeinen) Flut nicht einzig darsteht, sondern daß sozusagen jedes Volk und jede Kultur eine Sintflutsgage besitzt. Diese Flutgagen gleichen sich darin, daß sie durch eine große Überschwemmung die ganze sündige Menschheit untergehen lassen mit Ausnahme einiger wenigen besonders frommer oder sonstwie besserer Individuen und daß auch die Tierwelt untergeht bis an einen kleinen Rest, der sich mit den wenigen Menschen retten kann. —

Die Tatsache von der weltumspannenden Verbreitung der Sintflutsgage kann entweder so gedeutet werden, daß die Menschen zur Zeit der Flut an einem gewissen Ort auf der Erde zusammengelebt, gleichsam in einer Völkerwiese, und daß sich die Sage von der großen Überschwemmung, die zufällig diesen Ort betroffen, dann mit dem Wachstum des Menschengeschlechts rings um die Erde herum verbreitet habe; oder dann so, daß eine allgemeine Flut einst wirklich den ganzen Erdball heimgesucht hat. Die Gelehrten neigen heute mehr zu dieser zweiten Deutung hin. Das gleichzeitige Auftreten von Urmenschen an den verschiedensten Stellen der Erde ist nachgewiesen; es verhält sich damit wohl wie mit dem Leben überhaupt, das wahrscheinlich auch nicht an einer einzigen Stelle unseres Himmelskörpers, sondern an mehreren Orten zugleich entstanden sein mag.

Die Naturwissenschaft hat bis heute noch keine glaubwürdige Deutung für das Sintflut-Phänomen gefunden. Auch dann befriedigt sie nicht, wenn sie kosmische Kräfte herbeibemüht. Die einen wollen eine Schwundung der Sonnenstrahlung für die Sintflut verantwortlich machen, derart, daß einmal ganz besonders viel Wasser verdunstete, um nachher bei einem plötzlichen (kosmischen) Kälteeinbruch als 40tägiger Regen wieder zur Erde zu fallen. Andere bringen die Sintflut mit dem Abschmelzen der Eiszeitalters in Zusammenhang, das durch kosmisch bedingte intensive Sonnenwärme bewirkt wurde. Vor 20 Jahren trat der Astronom Arthur Stenzel mit einer vielbeachteten Erklärungstheorie auf. Nach ihm war die Sintflut die Folge des Zusammentreffens der Erde mit dem Halley'schen Kometen.

Eine höchst interessante Theorie hat in neuester Zeit Ingenieur Hörbinger, der Begründer des Welteislehre, *) zum Sintflut-Problem beigesteuert. Nach Hörbinger war es kein Komet, sondern der Vorgänger unseres heutigen Mondes, der die große Flut brachte. Dies war ein früherer Trabant der Erde, der sich der Erde in spiralförmiger Bahn

Der Mond in einer Nähe von 2,8 Halbmessern zur Erde. Die Gürtelflut in ihrer höchsten Ausbildung. Unmittelbar vor sintflutliche Zeit. Die Menschen bewohnen nur noch wenige Asyle.

*) Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 42 des letzten Jahrganges.

langsam näherte und durch seine Anziehungs Kraft die Dinge auf der Erde zu jener Katastrophe reissen ließ.

Unsere beiden Abbildungen veranschaulichen den Vorgang in zwei Phasen, in der der Vorbereitung und der der Auswirkung.

Jedermann weiß, daß unser Mond die 5 bis 6 Meter betragenden Meereschwankungen (Ebbe und Flut) hervorruft; dabei ist er heute 60 Erdhalbmesser (385,000 Kilometer) von der Erde entfernt. Die meisten Menschen wissen aber nicht, daß unser Mond heute schon über die Gezeiten hinaus durch Ansaugen des Wassers auf der Erde im Äquatorialgürtel einen viele hundert Meter betragenden Wasserberg aufgetürmt hat.

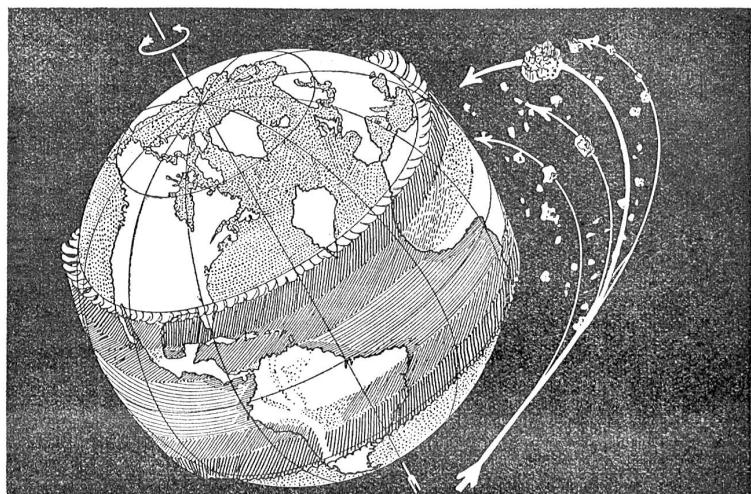
Was geschieht nun, wenn der Mond sich der Erde auf 20 Erdradien statt auf 60 nähert? Dann wird, so lautet Hörbingers Antwort, die Gürteflut steigen und die Kuppen auf ihr werden immer höher werden. Bei noch größerer Annäherung des Mondes an die Erde, bei welcher der Mond immer schneller um die Erde kreist, vermag der Flutberg dem Mond nicht mehr um die Erde herum zu folgen. Zuletzt, wenn der Mond auf 5 Radien der Erde nahe gekommen ist und in einem einzigen Tage um sie herum kreist, wird alles Wasser in einem Flutgürtel rings um die Erde angehäuft sein.

Dieter Zustand ist nach Hörbinger der eigentlich vor Sintflutliche. Alles Wasser der Ozeane ist in dieser Zeit auf einen Gürtel zusammengezogen, der etwa vom + 30 bis - 30 Grad geographischer Breite reicht. Der Nordstrand dieses Wassergürtels zieht also quer über die Sahara herüber, überschneidet Arabien, den persischen Golf, geht über Indien am Südhange des Himalaja vorbei, über Sibirien weg. Aus dem Gürtel selbst aber ragen die abessinischen Berge und die Kordilleren in Südamerika wie Inseln heraus. Auf ihnen wie auch in der Mesopotamischen Tiefebene lebten die damaligen Menschen vornehmlich, denn die Polkuppen der Erde bis hinunter zum 45 Grad geographischer Breite waren damals von Eis bedeckt. Dieser Zustand der Erde blieb Jahrtausende so; die Menschen wußten nichts anderes und sahen die Gefahr nicht kommen.

Was aber verursachte die Katastrophe? Hörbinger glaubt — und andere Gelehrte wie Roche stimmen darin mit ihm überein — daß innerhalb einer gewissen Grenze um die Erde kein Mond bestehen kann. Wie jener Vormond diese Grenze überschritt, zerschellte er in tausend Stücke und fiel als riesiger Meteor zur Erde nieder. Das war die Auflösung der Flutkatastrophe. Denn nun verschwand die Kraft, die den Wassergürtel zusammenhielt, die Massen floßen beidseitig polwärts als riesige Flutwellen ab und überschwemmten berghoch die Länder, bis der Ausgleich um die Erde herum wieder geschaffen war. Die in Mesopotamien lebenden Menschen wurden von einer gigantischen „Sintflut“ heimgesucht, während das gleiche Ereignis für die Urvölker Abessiniens und auf den Kordilleren eine nicht minder große Ebbe war, von der auch wirklich die Sage aus jenen Gegenden berichtet.

† Carl Spitteler.

Am 29. Dezember lebthin hat der greise Dichter sein Haupt zur ewigen Ruhe hingelegt und am letzten Tage des alten Jahres wurden seine sterblichen Reste in Luzern im eben vollendeten Krematorium den Flammen übergeben. Er hatte sich eine schlichte Totenfeier gewünscht, nur seine Lieben und nächsten Freunde sollten um ihn sein. An seiner Bahre hatten sich die Töchter, der Bruder, einige Verwandte und Freunde, sowie die geladenen Gäste eingefunden: die Delegationen der Zofingia, deren Ehrenmitglied



Ende der Mondauflösung. Die wasserzusammenhaltende Kraft der Mondschwere fehlt jetzt. Als ungeheure Sturzflut wälzt sich der Wasserinhalt des Gürtels gegen die Pole — die Sintflut!

der Tote war, die Vertreter der Behörden seiner Heimat Baselland, seines lieben Basels und seiner letzten Heimat Luzern. Es war eine Feier ohne Pfarrer und ohne kirchliche Zeremonie. Es hielten kurze Abschiedsreden der Luzerner Stadtpräsident Dr. Zimmerli, Prof. Dr. Bohnenblüth aus Genf für den Verein Gleichgesinnter, Professor Paul Seipel für die Schweiz. Schillerstiftung und Felix Möschlin als Vertreter der Schweizer Dichter und Schriftsteller. —

Carl Spitteler war am 24. April 1845 in Liestal geboren; hier in gemeinsam verlebter Jugend wurzelte die Lebensfreundschaft, die ihn mit J. V. Widmann, dem Pfarrerssohn, verband. Nach seinen Studien und Auslandjahren — Spitteler war Hauslehrer in Russland — kam er in Bern wieder mit Widmann zusammen als Lehrer der Einwohner-Mädchen-Schule, der Widmann damals als Direktor vorstand. Bern war ihm schon aus frohverlebten Kinderjahren her vertraut; er war bei Schuldirektor Verber an der alten Sulgenegg in Pension.

Spitteler hat schwer um seine Kunst ringen müssen. Sein erstes großes Werk, „Prometheus und Epimetheus“, vermochte das Eis der Verkenntung und der Nichtbeachtung trotz Widmanns beredter Fürsprache nicht zu schmelzen. Jahrzehntelang mußte Spitteler in der Trost eines ungeliebten Berufes (als Lehrer und Journalist) stehen, bis endlich sein „Olympischer Frühling“ durchdrang und ihm das freie Schriftstellerleben ermöglichte. Er ließ sich in Luzern nieder, wo er am See eine Villa bewohnte, deren Garten er als passionierter Gärtner mit seltenen Bäumen und Sträuchern bepflanzt hat.

Spitteler war eine seltene Erscheinung als Dichter und als Mensch. Er erfaßte sein Dichtertum als Berufung, und seine Stoffe fand er fernab von der Straße, die das große Publikum wandelte. Während in seiner rauhen helvetischen Heimat die Heimatliteratur, von Gotthelf und Keller erweckt, zur Blüte kam, wandelte er auf olympischen Götterpfaden und schwefte seine Phantasie in Welten, die seinen Zeitgenossen geistig fremd waren. Erst die jüngere Generation hat sich zu ihm hingefunden; sie hat bemerkt, daß der Dichter des „Olympischen Frühling“ gar nicht so weltentrückt lebte; daß das, was fremd schien, nur das poetische Kleid für Gedanken und Empfindungen ist, die von jedem Denkenden und Fühlenden der Gegenwart unmittelbar nachgelebt werden können.

Dabei erging es uns Schweizern allerdings so, wie es uns schon mit Gotthelf und Keller ergangen; das Ausland, die Deutschen kamen uns zuvor. An Spittelers Aufstieg hat nicht wenig die Arbeit seines Verlegers Eugen